

Extra

Theoriepotentiale ‚ferner Vergangenheiten‘: Geschlecht als Markierung/Ressource/Tracer

Monika Mommertz

„Pasts that cannot ever enter academic history as belonging to the historian’s own position“¹ – so hat Dipesh Chakrabarty mit einer gewissen Melancholie jene zeitlich, räumlich und/oder kulturell ‚fernen‘ Vergangenheiten charakterisiert, die den indischen Historiker mit seinem eigenen, letztlich modernistisch-europäischen Geschichtsbild konfrontierten, das ihm dennoch als geschätzter Ausgangspunkt geschichtswissenschaftlichen (und politischen) Engagements bewusst bleibt. Die unvermeidliche Zeitgebundenheit jeder historischen Analyse lässt sich jedoch nicht nur als deren notwendige Bedingung und Begrenzung verstehen, sondern ebenso als Anlass, vertraute Kategorien und Theorien zu überdenken. Aus einer begrenzten epochen- und raum-spezifischen Perspektive – in groben Umrissen jener auf die lateinisch-christliche, in diesem Sinne ‚europäische‘, zum Teil auch die christlich verflochtene außereuropäische Frühe Neuzeit – werden im Folgenden einige Vorschläge zur Annäherung an ‚ferne‘ und vielleicht auch an zeitlich nicht ganz so ferne, aber mit guten kulturwissenschaftlichen Gründen zu ‚verfremdende‘ Vergangenheiten entwickelt. Diese Vergangenheiten wurden in der Geschlechtergeschichte, unter anderem von der Historischen Anthropologie, der Global- und Verflechtungsgeschichte, aber auch von vielen anderen kulturwissenschaftlich arbeitenden Ansätzen vielfach untersucht und problematisiert. Sie sind, so meine These, auch für aktuelle Theorie- und Methodenprobleme der allgemeinen Geschlechterforschung weiterhin fruchtbar zu machen. Im Hintergrund steht unter anderem die Frage nach dem Einfluss der von der Geschlechtergeschichte zum Teil federführend mit vorangetriebenen kulturgeschichtlichen *turns* und *troubles* der letzten

1 Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton/New Jersey 2000, 105.

Jahrzehnte auf disziplinenübergreifend verwendete Konzepte von Geschlecht. „It is precisely when we think we know what a term means, when usage is so commonly agreed upon that meaning need no longer be disputed or provided, that new words and new concepts or perhaps redeployments and reformulations of existing ideas, are needed.“²

In diesem von Joan Scott formulierten Sinne wird im Folgenden zunächst ein notwendig kurzer Blick auf in den Geschichtswissenschaften einflussreiche Axiome der Geschlechterforschung aus gegenwartsorientierten Nachbardisziplinen sowie auf Joan Scotts eigene, beispiellos einflussreiche Definition von Geschlecht geworfen. In den weiteren Teilen dieses Beitrags werden ausgehend von drei aufeinander bezogenen Metaphern konzeptionelle Überlegungen für die geschichtswissenschaftliche Arbeit mit Geschlecht und anderen Differenzen entwickelt sowie einige Möglichkeiten vorgestellt, diese einzusetzen.³ Die Abschnitte zwei und drei befassen sich mit Geschlecht als *Markierung* und *Ressource* und beschreiben Potentiale dieser Begrifflichkeiten für die kulturgeschichtliche Arbeit. Um einige konkrete Einsatzmöglichkeiten für diese Begriffe beispielhaft vorzuführen, werden im folgenden Abschnitt zwei durchaus heterogene Fallbeispiele aus dem Bereich der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts skizziert. Abschnitt fünf erläutert das auf Geschlecht als *Markierung* und *Ressource* aufbauende Konzept des *Tracers*, mit dessen Hilfe verschiedene Einzelergebnisse zusammengeführt und übergreifendere, wissenschaftsgeschichtliche Thesen exemplarisch angegangen werden können. Abschließend sind einige geschlechtertheoretische Schlussfolgerungen zu ziehen.

1. „Reformulations needed?“ Anmerkungen zu einigen Tendenzen in der Konzeptionalisierung von Geschlecht in der feministischen Theorie

Die nachfolgenden Konzeptionalisierungen basieren auf in der Geschlechtergeschichte wie in verschiedenen Fächern heute breit akzeptierten ‚modernen‘ Prämissen: Dazu gehört die doppelte Historizität der Kategorien ‚sex‘ und ‚gender‘, der Konstruktionscharakter von Geschlecht, dessen Relationalität sowie die Annahme, dass diese Kategorie in aller Regel in Wechselwirkungen (Interaktionen/Intersektionen) mit verschiedenen anderen Differenzen steht sowie durch Ungleichheiten und Machtverhältnisse (mit) hervorgebracht wird. Auch die Kritik eines heteronormativen Verständnisses von

2 Joan W. Scott, Millennial Fantasies. The Future of “Gender” in the 21st Century, in: Claudia Honegger u. Caroline Arni Hg., Gender – die Tücken einer Kategorie: Joan W. Scott, Geschichte und Politik. Beiträge zum Symposium anlässlich der Verleihung des Hans-Sigrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott, Zürich 2001, 19–37, 35.

3 Angesichts des begrenzten Formats eines Zeitschriftenaufsatzes muss hier eine kurze Skizze genügen. Eine umfangreichere Darstellung auch weiterer mit dem hier vorgeschlagenen Ansatz verbundener theoretischer Vorannahmen und Implikationen ist geplant.

Geschlecht wird aufgenommen.⁴ Es ist hier nicht der Raum, die Theorietransfers aus der Genderforschung etwa in Soziologie und Philosophie oder von diesen und anderen Nachbardisziplinen in die Geschichtswissenschaften ausführlich zu würdigen, aus denen solche Grundannahmen hervorgingen. Dennoch sind einige Tendenzen der an gegenwärtigen Problemstellungen gewonnenen Ansätze zu benennen, die für die Analyse ‚ferner Vergangenheiten‘, also solcher Perioden oder Kontexte, die dem Denken und Weltverständnis der ForscherIn nicht unmittelbar zugänglich sind, nicht unproblematisch scheinen.

So erklären viel rezipierte theoretische Konzepte von Geschlecht dieses als eine im Wesentlichen auf Subjekte, Personen und deren Identitäten sowie soziale Beziehungen gerichtete beziehungsweise diese hervorbringende Kategorie. Das ist nicht falsch, aber auch nicht hinreichend: ‚Kulturgeschichtliche‘ Untersuchungsgegenstände wie Dinge, Bilder, Medien, Praktiken, Räume und weitere Erscheinungen, die sich in ihrer Eigenschaft als ‚nichtpersonal‘ zusammenfassen lassen, werden auf der Theorieebene meist lediglich in ihrer Rolle in der und für die Konstruktion von Geschlecht als Eigenschaft von Personen beziehungsweise Identitäten berücksichtigt. Soweit historischer Wandel überhaupt problematisiert wird, kreisen die Debatten um auf die Gegenwart gerichtete Ziele und insbesondere um die (Un-)Möglichkeit, diskursiv stabilisierte Identitätskonstrukte aktiv zu verändern, sie etwa performativ (fehl-)zitierend zu überwinden oder durch ‚Widerstand‘ umzugestalten. Gerade in diskurstheoretisch untermauerten Ansätzen führt der zu Recht kritische Fokus auf Geschlecht als den Schein des Natürlichen produzierende Identitätskategorie nicht selten dazu, dass für historische Veränderungen nur kurze Zeiträume in Betracht gezogen und relativ geringe Spielräume angenommen werden. Identitätsbezogen wird aber auch dann argumentiert, wenn ‚politische Handlungsfähigkeit‘ beziehungsweise ‚Agency‘ als die entscheidenden Faktoren von Wandel diskutiert werden. Einem starken ‚Fokus auf ‚Macht‘, auf ‚Diskriminierung‘ und ‚Ungleichheit‘ als Effekten von Differenz(en) steht ein gewisses Desinteresse an – mit deren

4 Die folgenden Beobachtungen zu Tendenzen der Theoriebildung beziehen sich nicht auf einzelne Texte, sondern v. a. auf diskursanalytische oder zu ‚doing-gender‘ beziehungsweise ‚intersectionality‘ arbeitende Ansätze. Vgl. z. B. Sandra Beaufays u. Beate Kraus, *Doing Science – Doing Gender*. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, in: *Feministische Studien*, 1 (2005), hg. von Christina Benninghaus, 82–98; Judith Butler: *Das Ende der Geschlechterdifferenz?*, in: Jörg Huber u. Martin Heller Hg., *Konturen des Unentschiedenen. Interventionen*, Basel/Frankfurt a. M. 1997, 25–43; R. W. Connell u. James W. Messerschmidt, *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept*, in: *Gender & Society*, 6 (2005), 829–859; Vera Kallenberg, Jennifer Meyer u. Johanna M. Müller Hg., *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*, Wiesbaden 2013, darin zu Recht auch kritisch aus historischer Sicht: Andrea Griesebner u. Susanne Hehenberger, *Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften?*, 105–112; Gabriele Winker u. Nina Degele, *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, Bielefeld 2009. Für einen Überblick aus historiographischer Perspektive vgl. Andrea Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien 2007; Claudia Opitz-Belakhal, *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M. 2010.

Konstruktion unter Umständen dicht verwobenen – Aspekten des Fremden oder des Befremdens entgegen. Das verwundert, gerade wenn man neben Geschlecht auch Kategorien wie *race* und *space* einbeziehen möchte oder auch, wofür der vorliegende Beitrag sich besonders einsetzt, *time*. Etwaige Begrenzungen der Reichweite heutiger feministischer Kategorienbildung in Zeit und Raum spielen in prominenten Theorien zu Gender folglich keine oder doch eine untergeordnete Rolle für die Art und Weise, wie Geschlecht als *Kategorie* theoretisch konzipiert wird.

Werfen wir einen Blick in die Theoriebildung der Geschlechtergeschichte zu Geschlecht als analytischer Kategorie, so bestätigt sich, dass die ‚fernen‘ beziehungsweise ‚fremden‘ Vergangenheiten, obwohl mittlerweile breit als solche erforscht, hier ebenfalls kaum mit Blick auf die Konzeption der Kategorie selbst verhandelt werden.⁵ Tatsächlich bezieht man sich ganz überwiegend auf Joan Scotts einflussreiche Interventionen. Schon in den 1980er Jahren, also noch am Beginn des *cultural turn*, argumentierte Scott allerdings dem damaligen Diskussionsstand entsprechend kulturgeschichtlich, als sie in ihre Definition von Gender die „representations“ und „normative concepts“ als zwei von vier für die Konstruktion von Gender ausschlaggebenden ‚Elementen‘ (neben „institutions“ und „identities“) mit aufnahm.⁶ Die Relevanz des Symbolischen beziehungsweise der Bedeutungen grenzte Scott jedoch durch ihre beiden übergeordneten definitorischen Postulate faktisch ein: „Gender is a constitutive element of social relationships based on perceived differences between the sexes and a primary way of signifying relationships of power“⁷ – so lautet der berühmte erste Teil ihrer Definition. Durch diese Rahmung wurden die Ebenen der Repräsentationen und des Normativen letztlich ebenfalls auf die Funktion eines Signifizierens von Machtbeziehungen als der ausschlaggebenden historischen Gebrauchsform von Geschlechtsbedeutungen eingengt. Die Geschlechtergeschichte hat sich – obwohl sie Scott mit diesen Thesen gerne zitierte – an die damit vollzogene Beschränkung von Bedeutungskonstitution nicht

5 Die Entscheidung, an dieser Stelle keine weiteren geschlechtergeschichtlichen Beiträge zur Theoriebildung zu diskutieren, begründet sich zum einen aus der überragenden Bedeutung von Scotts Thesen in unserer Disziplin. Zum anderen habe ich Vor- und Nachteile bekannter Ansätze der Frauen- und Geschlechtergeschichte bereits an anderer Stelle im Hinblick auf das hier vertretene Konzept (am Beispiel von wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten) andiskutiert. Vgl. v. a. Monika Mommertz, *Geschlecht als Markierung, Ressource und Tracer. Neue Nützlichkeiten einer Kategorie am Beispiel der Wissenschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, in: Christine Roll, Frank Pohle u. Matthias Myrczek Hg., *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Köln/Weimar/Wien 2010, 573–594 und dies., *Von den Leistungen der Differenz. Für eine andere Wissenschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit und des beginnenden 19. Jahrhunderts in Europa*, in: Hildgard Küllchen, Sonja Koch, Brigitte Schober u. Susanne Schötz Hg., *Frauen in der Wissenschaft. Frauen an der TU Dresden*, Leipzig 2010, 35–78. Eine ausführlichere Darstellung wird erst im Rahmen einer Monographie möglich sein.

6 Joan W. Scott, *Gender. A Useful Category of Historical Analysis*, in: *The American Historical Review*, 91 (1986), 1053–1075, 1067ff.

7 Scott, *Gender*, wie Anm. 6, 1067.

immer gehalten, allerdings deren Implikationen auf theoretischer Ebene meines Wissens auch nicht reflektiert. Mein Einwand ist nun nicht, dass soziale und Machtbeziehungen keinen durchgreifenden Einfluss hätten, sondern dass Prozesse der Bedeutungskonstitution und des Bedeutungswandels einerseits in den von Scott genannten Normen und Repräsentationen nicht aufgehen. Andererseits sind Prozesse des „signifying“ durch ihre Ausrichtung auf „relationships of power“ nicht in all ihren Aspekten beschrieben. Kulturelle Bedeutungsgefüge mit den darin eingeschlossenen Wahrnehmungen von Welt und Wirklichkeiten unterlagen über Zeiten und Räume hinweg wesentlichen und das heißt auch über Geschlecht oder andere Differenzen weit hinausreichenden Veränderungen. Es stellt sich mithin die Frage, wie diese Tatsache in unseren Konzeptionen von Geschlecht als analytischer Kategorie Berücksichtigung finden kann.

2. Geschlecht als *Markierung* – *Bedeutung* und *Bedeutungslosigkeit*

Der erste begriffliche Vorschlag, der hier vorgestellt werden soll, gibt einer bekannten Metapher einen bestimmten Zuschnitt: Geschlecht wird zunächst als eine *Markierung* einer von ZeitgenossInnen je angenommenen beziehungsweise wahrgenommenen Differenz zwischen ‚Frau‘ und ‚Mann‘ (in der deutschsprachigen Vormoderne etwa ‚Weib‘ und ‚Mann‘) oder zwischen als ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ konnotierten Einheiten gedacht. Zum Ansatzpunkt der historischen Analyse werden so die mit der kulturell konstituierten Wahrnehmung der Unterscheidung Geschlecht/weiblich und Geschlecht/männlich historisch je verknüpfbaren beziehungsweise verknüpften *Bedeutungen*. *Markierungen* und ihre möglichen *Bedeutungen* stehen dabei in einem attributiven Verhältnis zu je analysierten Einheit,⁸ das heißt statt biologischer oder auch psychoanalytisch begründeter Universalismen sind historische Prozesse des Markierens und Markiertwerdens angesprochen. Wie oder mit welchen Effekten *Bedeutungen* der Geschlechterdifferenz in einem gegebenen historisch-kulturellen Kontext jeweils gefüllt waren beziehungsweise wie sie handelnd ‚ausagiert‘ wurden, spezifiziert das Begriffspaar *Markierung/Bedeutung* bewusst nicht vorweg.⁹ Die gezielte Reduktion der analytischen Kategorie Geschlecht auf Differenz und die damit verbundene Abstraktion wird vielmehr zu einem Mittel der Verfremdung und Entselbstverständlichung. Vertraute eigene

8 Damit sollte auch Einwänden begegnet sein, die gegen einen unkritischen Gebrauch von Gender erhoben wurden. Vgl. Joan W. Scott, *Fantasy Echo: History and the Construction of Identity*, in: *Critical Inquiry*, 27, 2 (2000), hg. von Lawrence Venuti, 284–304.

9 Zu diesen kann selbstverständlich auch Macht und daraus abgeleitet Ungleichheit bzw. Diskriminierung etc. gehören. Anders als in Joan Scotts berühmter Definition wird Bedeutung jedoch nicht allein auf Macht zugeschnitten. ‚Differenz‘ meint hier keine feste und in der Zeit unveränderliche Demarkierungslinie. Im Gegenteil werden historische Differenzierungen als sich fortlaufend mit den die Unterscheidung hervorbringenden Bedeutungsanlagerungen verschiebend gedacht.

Bedeutungszusammenhänge sind auf diese Weise nicht etwa auszuschalten, wohl aber bewusst ein Stück zurückzunehmen.¹⁰ In den Fokus rückt die auf Differenz selbst reduzierte Kategorie Geschlecht als ein in sich nicht inhaltlich vorbestimmtes Moment jener nur je historisch zu fassenden komplexen Bedeutungsgewebe, in denen sich, so die Annahme, Differenzen aller Art erst konstituieren. Insofern kann, was im Folgenden vorwiegend zu Geschlecht ausgeführt wird, grundsätzlich auch für andere Differenzen behauptet werden, mit denen Geschlecht ja meist beobachtbar interagiert.¹¹ Eine weitere kulturhistorische Pointe eines so gefassten Markierungsbegriffs liegt darin, dass dieser die Interpretation eines historischen Kontextes in die Frage nach Differenzbedeutungen definitiv hinein zu nehmen erlaubt. Wegen des attributiven Charakters von *Markierung* lässt sich ebenso kleinteilig wie mit Blick auf größere Zusammenhänge, also auch auf Transformationen und Wandel hin, vorgehen: Die *Bedeutung* einer *Markierung* ist etwas, das dieser situativ oder über eine ‚lange Dauer‘ hinweg ‚hinzugefügt‘ oder ‚entzogen‘ werden kann und in dem Maße, in dem dies geschieht, wird sich auch die Differenz selbst verschieben. Diese Annahme wiederum erfordert beziehungsweise erlaubt, die auf analytischer Ebene binäre Kategorie Geschlecht (binär insofern diese sich ja auf die reine Differenz zwischen den zwei Seiten ‚männlich‘/‚weiblich‘ bezieht) durch einen dritten Aspekt zu ergänzen, nämlich die mögliche *Bedeutungslosigkeit* von Geschlecht. Denn die Geschichtswissenschaften haben die historische Strukturierungskraft von Binarität ernst zu nehmen, ohne diese in ihren Wirkungen zu verdoppeln oder zu reifizieren. Tatsächlich eröffnet sich mit der *dritten* Figur der *Bedeutungslosigkeit* ein Horizont, der in einer Differenzkategorie wie Geschlecht selbst nicht angelegt zu sein scheint. Denn erst im Fluchtpunkt der *Bedeutungslosigkeit* lässt sich die scheinbar zeit-lose strukturelle Binarität von Geschlecht analytisch aufbrechen und sowohl ein kontextbezogenes oder sogar situatives als auch ein zeitliches Zurücktreten von *Bedeutungen* der *Markierung* denken, etwa in einzelnen Lebensbereichen oder Bedeutungsaspekten. In der Koppelung von Bedeutungs- und Differenzbegriff mit dem Postulat potentieller *Bedeutungslosigkeit* wird Geschlecht der Reifizierung entzogen und zugleich synchron und diachron dynamisiert. In diesem Modell wird eine bewusst und umfassend erfragende, wenn auch selbstverständlich nicht voraussetzungslose Haltung eingenommen. Erkenntnisziel sind nicht zuletzt Inhomogenitäten zwischen mit der Geschlechterdifferenz verknüpfbaren Bedeutungselementen, mögliche Widersprüche und Brüche zwischen diesen. Zudem sind komplexe *Bedeutungsdynamiken* zu untersuchen, die zwischen differenzbezogenen und nicht differenzbezogenen

¹⁰ Das hier vorgestellte Konzept hat sich über mehrere Stadien entwickelt, frühere Aufsätze beleuchten andere Einsatzmöglichkeiten. Vgl. v. a. Mommertz, *Geschlecht* und Mommertz, *Leistungen*, wie Anm. 5.

¹¹ Zur Begründung des Begriffs des Interagierens vgl. Griesebner/Hehenberger, *Intersektionalität*, wie Anm. 4. Siehe auch in den weiter unten vorggeführten Fallbeispielen die Ausführungen zur Interaktion von Geschlecht mit den Markierungen Stand, Religion und Bildung, die beispielhaft auch für andere denkbare Differenzen stehen mögen, die hier nicht ausgeführt werden.

Bedeutungsaspekten verlaufen und damit unsere Vorstellung von diachronen Transformationen von Geschlecht erweitern. Ein Kontinuum von Veränderungen jenseits der Opposition von ‚Struktur‘ versus ‚Handeln‘, ‚Diskurs‘ versus ‚Widerstand‘ wird denkbar, das von Verschiebungen von Bedeutungselementen in kleinstem Rahmen bis hin zur Veränderung von ganzen Bedeutungsgefügen oder -systemen reichen kann.

3. Geschlecht als *Ressource*: Von den *Leistungen* der Differenz

Aufbauend auf dem Begriffspaar *Markierung/Bedeutung* wird zudem vorgeschlagen, Geschlecht als eine *Ressource* zu betrachten. Diese zweite Metapher basiert auf der Beobachtung, dass die/der handelnde Einzelne mit einer oder mehreren Markierungen verbundene Bedeutungen grundsätzlich ‚nutzen‘, sie einsetzen oder für ihre/seine Zwecke deuten kann. Anders gesagt: Einer Differenz kommen bestimmte *Leistungen* zu für die durch sie markierten Personen. Den Einzelnen wird damit selbstverständlich im Gebrauch der Differenz keineswegs ‚Freiheit‘ unterstellt beziehungsweise dass sie jederzeit oder überhaupt ‚mächtig‘ seien, die Bedeutungsgefüge zu überschauen oder zu kontrollieren, in denen und mit denen sie agierten. Auch wird eine unter Umständen starke, ja zwingende Koppelung zwischen individuellem Tun und gesellschaftlich erwartbarem, also in der Regel durch Machtverhältnisse geprägtem Handeln angenommen. Da Differenzen immer relational sind, können daraus abgeleitete *Ressourcen* selbstverständlich strukturell ungleich verteilt sein, denn die *Leistungen* einer Differenz für die eine Seite können die Optionen der anderen Seite mehr oder weniger systematisch einschränken. Dabei wird jedoch ein Hiatus angenommen: Eine *Ressource* zeichnet sich dadurch aus, dass sie *nicht* in jedem Moment schon genutzt wird, sondern als verfügbares Mittel, als Option oder Kapazität erst einmal nur bereit liegt. Der Einsatz einer *Ressource* hängt außerdem immer auch von historischen Mikro- und Makrokonstellationen ab, die sich im zeitlichen Verlauf nicht beziehungsweise nicht vollständig wiederholen – die also auch nicht in jeder Hinsicht ‚strukturell‘ vorgegeben sind.

Unter diesen Voraussetzungen erlaubt der Begriff ebenfalls, von personenbezogenen Zugehörigkeiten zu abstrahieren. Eine Konzeptionalisierung von Geschlecht als *Ressource* lässt so eine in kulturgeschichtlicher Sicht wichtige Verkehrung der üblichen Fragerichtung der Geschlechtergeschichte zu. So sind – im gleichen Vokabular – nicht nur die *Leistungen* von Differenzen für Personen zu ermitteln, sondern auch die *Leistungen* von geschlechtlichen (oder durch andere Differenzen hervorgebrachten) Weisen der *Markierung/Bedeutungsgebung* für nichtpersonale Entitäten (beispielsweise Codes, Dinge, Räume, Visualisierungen, Wahrnehmungen und ähnliche kulturgeschichtlich wichtige Phänomene). Zu erforschen ist der Ressourcencharakter der mit Differenzen wie Geschlecht je einhergehenden Bedeutungen schließlich auch für ein gesamtes zu untersuchendes historisches ‚*Setting*‘ (eine Kultur oder Teilkultur, eine Institution oder gar ganze Gesellschaften).

4. Differenz(en) als *Markierung* und *Ressource* in der Wissenschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts

Wie lässt sich mit den vorgeschlagenen Begrifflichkeiten konkret arbeiten? Die ausgewählten Fallbeispiele sollen einige Einsatzmöglichkeiten illustrieren, auch wenn es den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, sie in allen Bedingungsfaktoren und Bedeutungsebenen auszuloten. Sie entstammen der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, einer Periode des Wissenswandels in Naturphilosophie und -geschichte, die unter anderem durch die Suche nach ‚wahrem Wissen‘, nach oft noch religiös verstandener ‚neuer Wissenschaft‘ sowie durch die Ausbreitung beobachtender und empirisch-experimenteller Formen der Naturforschung gekennzeichnet war. Mehr als ein Jahrhundert nach dem religiösen Schisma in der Folge der Reformation und den damit verbundenen gesellschaftlichen Umbrüchen hinterließen doktrinäre Welterklärungen bei vielen Gelehrten tiefe Zweifel, unter anderem an den auf Staats- und Kirchendienst ausgerichteten Universitätswissenschaften, aber auch an konkreten Erklärungsmodellen und -theorien. In einem Klima intensiver epistemologischer Verunsicherung konkurrierten neue und alte, institutionell gut verankerte und zunehmend auch alternative, etwa auf utopische oder auf die *secreta* der Natur gerichtete Wissenskonzepte und -praktiken.¹² Die Soziabilität von Wissensinstitutionen wie der auf Forschung ausgerichteten Akademien und privaten Observatorien, Bibliotheken und Laboratorien, aber auch die höfische Patronagekultur und andere gesellschaftliche Orte wie Salons, Verlags- und Kaffeehäuser wurden zu kulturellen Ausgangspunkten für ein erneuertes Wissenschaftsverständnis, das nicht mehr nur auf die Lehre überlieferter Textbestände, sondern auf die Produktion ‚neuen‘ Wissens abzielte.

Unsere Beispiele stellen zunächst nicht mehr als ‚Momentaufnahmen‘ innerhalb jener uneinheitlichen Entwicklung dar, aus der erst im 19. Jahrhundert die modernen Naturwissenschaften hervorgingen. Sie stehen für die Heterogenität der sozialen, kulturellen und disziplinären Kontexte, in denen sich neue Ideen, Konzepte und Praktiken des Wissens herausbilden konnten. Inwiefern, so lässt sich den oben angestellten Überlegungen entsprechend fragen, spielten also Bedeutungen beziehungsweise Bedeutungsgebungen von Differenzmarkierungen in diesen Kontexten eine Rolle? Für wen beziehungsweise in welcher Hinsicht wurden diese zur *Ressource*? Was waren *Leistungen*

12 Zum weiteren Kontext vgl. z. B. Steven Shapin, *The Scientific Revolution*, Chicago/London 1996; Anne-Charlott Trepp, Im ‚Buch der Natur‘ lesen. Natur und Religion im Zeitalter der Konfessionalisierung und des Dreißigjährigen Krieges, in: dies. u. Hartmut Lehmann Hg., *Antike Weisheit und kulturelle Praxis. Hermetismus in der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2001, 103–143; Kaspar von Greyerz, Thomas Kaufmann, Kim Siebenhüner u. Roberto Zaugg Hg., *Religion und Naturwissenschaften im 16. und 17. Jahrhundert*, Heidelberg 2010; Zum Verhältnis außeruniversitären und universitären Wissens vgl. Monika Mommertz, *Das Wissen „auslocken“. Eine Skizze zur Geschichte der epistemologischen Produktivität von Grenzüberschreitung, Transfer und Grenzziehung zwischen Universität und Gesellschaft*, in: Yuka Nakamura u. a. Hg., *Theorie versus Praxis? Perspektiven auf ein Missverständnis*, Zürich 2006, 19–51, dort weitere Literatur.

von Differenzbedeutungen für die jeweils zu beobachtenden (Mikro-)Veränderungen von Wissen und Wissenschaft? Was *leistete* die Geschlechterdifferenz für den Wandel der Institutionen von Forschung und Lehre? Wie sich einzelne ‚Momentaufnahmen‘ in diesem Sinne miteinander in Verbindung bringen und mit anderen Fallbeispielen zusammenführen lassen, wird im darauf folgenden Abschnitt thematisiert.

4.1 Epistemologische Irritation: Der fußlose Held und die Spuren der Natura

Eine wichtige Strömung innerhalb der Bewegungen des ‚neuen Wissens‘ stellte seit der Renaissance die hermetisch-alchemistische Weisheitslehre oder ‚Wissenschaft‘ dar. Trotz divergierender Interessen und Methoden ging es den meisten ihrer VertreterInnen darum, geheimes, das bedeutete von Gott den Menschen lange verborgenes oder auch einer vom rechten Weg abgekommenen Welt verloren gegangenes Wissen (wieder) zu erlangen.¹³ Ähnliche Ideen finden sich auch in der 1618 erschienenen alchemisch-hermetischen Schrift „Atalanta Fugiens“ des Arztes und Gelehrten Michael Maier (1568–1622), die Text, Bild und musikalische Symbolik kombiniert. In zahlreiche Sprachen übersetzt, erlebte sie in der Untersuchungsperiode mehrere Dutzend Auflagen in nahezu allen europäischen Ländern.¹⁴ Stark verschlüsselte und nur für mythologisch-allegorisch Vorgebildete zu interpretierende Sinnbilder, ‚Emblemata‘, werden in diesem Text alchemisch, medizinisch, spirituell und moralisch interpretiert.¹⁵ Einige der Emblemata führen die bei der Wahrheitssuche zu erwartenden Schwierigkeiten vor, die es nach Art antiker Helden gegen Widerstände innerer und äußerer Art zu überwinden galt. So auch die *pictura*, der bildliche Teil des Emblems, der Nummer XXVII, die eine durch Wams, Hose und Haartracht als männlich markierte Figur vor einem mehrfach mit schweren Schlössern gesicherten Tor zu einem Garten im Stil eines Renaissanceparterre abbildet.¹⁶

13 Vgl. Trepp/Lehmann, Weisheit, wie Anm. 12; William R. Newman u. Anthony Grafton, *Secrets of Nature. Astrology and Alchemy in Early Modern Europe*, Cambridge, MA 2001. Besonders zum Begriff ‚alchemisch-hermetisch‘ vgl. Peter-André Alt u. Volkhard Wels Hg., *Konzepte des Hermetismus in der Literatur der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2010.

14 Michael Maier, *Atalanta Fugiens, hoc est, Emblemata Nova De Secretis Naturae Chymica: Accommodata partim oculis & intellectui, figuris cupro incis, adiectisque sententiis, Epigrammatis & notis, partim auribus & recreationi animi plus minus 50 Fugis Musicalibus trium Vocum*, Oppenheim 1618 [Online-Ausgabe unter: <http://diglib.hab.de/drucke/196-quod-1s/start.htm>, Zugriff: 12.11.2014].

15 Helena M. E. de Jong Hg., *Michael Maier's "Atalanta Fugiens"*. *Sources of an Alchemical Book of Emblems*, York Beach 2002 (Orig. 1969). Darin dies., Introduction, 1–54. Zu Person und Kontext vgl. auch Eric Leibenguth, *Hermetische Poesie des Frühbarock: die „Cantilenae intellectuales“ Michael Maiers*. Edition mit Übersetzung, Kommentar und Bio-Bibliographie, Tübingen 2002, 21–74, bes. ab 64; Hereward Tilton, *The Life and Work of Count Michael Maier (1569–1622): Understanding Christian Alchemy in the German Calvinist States*, in: *Theology and Religion*, 1 (1999), 23–42.

16 Maier, *Atalanta*, wie Anm. 14, XXVII, 117. Zur Interpretation beziehe ich mich auch auf de Jong, *Michael Maier's*, wie Anm. 15, 204ff.

Irritierenderweise fehlen dem Mann jedoch die Füße. Der Kommentar erläutert: Wer der *ratio* und der *experientia* entsagt, wird in den Rosengarten der höheren Wahrheit nicht eindringen können – gleich Erichthonius, dem Sohn des von Athene verschmähten Vulkan (Hephaistos), der dem nutzlos versprengten Samen seines Vaters entsprang, wird er fußlos, das bedeutet hier: ohne höheres Wissen bleiben. Ein Gegenbild des Fußlosen stellt die bereits auf dem Frontispiz der „Atalanta“ abgebildete und in der ganzen Schrift prominente Figur des – männlich markierten – Herkules dar. Eine Bedeutungsebene der Fußlosigkeit erschließt sich, dadurch dass dieser seine *labores* damit krönt, dass sein Fuß den Gipfel des Parnass betritt.¹⁷ Herkules' und damit des Alchemisten auf diese Weise zunächst ebenfalls männlich markiertes Heldentum ist bei Maier, wie in der mytho-alchemischen Interpretation häufig, ein geistiges: Die Besteigung des Musenberges steht hier für den chemisch-spirituellen Prozess und damit zugleich für das Erreichen höchster Weisheit.

Doch wie genau ist der Weg zu höherer Erkenntnis zu beschreiten? Andere Emblemata, darunter Nummer XLII, zeigen Möglichkeiten dazu auf. Hier sieht man in der *pictura* eine Figur in einfachem langen Gewand mit locker gebundenen unbedeckten Haaren. Über die Gesamtheit von Kleidung, Haartracht und Gesichtszügen weiblich markiert, ist sie als *Natura* durch ihre bloßen Füße und das Fehlen von Standesattributen sowie durch das Füllhorn (auch Attribut der *Fortuna*) zu erkennen. Ihr folgt eine unter anderem durch Mantel und Bart männlich markierte Figur, die einen bebrillten Alchemisten oder Gelehrten darstellt: Ausgestattet mit dem Stab der Vernunft, der Brille oder dem Sehvermögen der Erfahrung und der Laterne des Lesens (beziehungsweise der Gelehrsamkeit) dient ihm *Natura* als Führerin.¹⁸

Dem männlich markierten Wahrheitssucher wird hier die weiblich markierte *Natura* zugesellt, ja vorangestellt. Das zugrunde liegende Naturverständnis unterscheidet sich radikal von heutigen Konzepten. In einer bis in die Antike zurückreichenden Tradition stellt *Natura* eine aktive, gestaltende Kraft dar, welche die gesamte Schöpfung im Auftrag Gottes hervorbringt und formt. Ihre ‚Weiblichkeit‘ ist keineswegs akzidentuell (oder ‚bloß‘ grammatisch). Maiers *Natura*-Illustration verweist vielmehr, wie in alchemischen Texten der Zeit üblich, auf sowohl weiblich wie wirklich, das heißt realiter wirkungsmächtig gedachte Eigenschaften. Dennoch wird mit *Natura* natürlich keine menschliche Person markiert. Die Leistung der Geschlechterdifferenz für die Bildausage liegt deshalb zum einen darin, dass sie ein erfahrungsorientiertes Modell des Wissens von der Natur auszuformulieren erlaubt und dieses in einen Bezug zu der für Maier ‚verborgenen‘ spirituellen Wirklichkeit setzt. Zum anderen dienen die in geschlechtlichen Markierungen operierenden Sinnbilder als *Ressource* einer Revision der Persona des Gelehrten, die hier nicht mehr nur aus der Buchgelehrsamkeit begründet

¹⁷ Maier, *Atalanta*, wie Anm. 14, Frontispiz und 117.

¹⁸ „In Chymicis versanti Natura, Ratio, Experientia & lectio, sint Dux, scipio, perspicilia & lampas“, so die *inscriptio*, in: Maier, *Atalanta*, wie Anm. 14, Emblema XLII, 177.

wird, sondern aus der Anerkennung der Autorität einer der erschließenden Observation zugänglich gedachten Natur. Nicht zuletzt boten die Differenz und ihr Bedeutungsfeld die Möglichkeit, eine ‚Forschungsmethodik‘ zu projektieren, die ein zwar aktives, jedoch beobachtend-nachfolgendes Vorgehen einschließen sollte.

Im alchemischen Diskurs stellten Bedeutungsgebungen mithilfe von Geschlecht eine unverzichtbare und komplexe *Ressource* der Erkenntnisproduktion dar. ‚Weibliche‘ wie ‚männliche‘ Prinzipien ordneten die gesamte Schöpfung. Für die heutige Wahrnehmung erstaunliche Überkreuzungen der Differenzbedeutungen waren nicht selten. So konnte, um nur ein Beispiel zu nennen, die ein Kind nährenden Jungfrau Maria als Symbol des männlichen Weisheitssuchenden gelten, der den Stein der Weisen ähnlich einer Mutter zu ernähren habe.¹⁹ Festzuhalten bleibt, dass auch männliche und weibliche *principia* nicht deckungsgleich mit den als ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ markierten Personen oder diesen zugeschriebenen Eigenschaften waren. Dennoch vermittelte das vielschichtige Bedeutungssystem der Alchemie den *practitioners* dieser *Kunst* zum Teil soziale Positionen, die ihr Geschlecht als handelnde Personen betrafen. Dies hatte Konsequenzen für die Teilhabe an der alchemischen Praxis – und für die Bedeutungen der Markierung Geschlecht: Bereits Maiers Text richtete sich nicht ausschließlich an männliche Alchemisten.²⁰ Als ‚bewandert‘ in Dingen der Alchemie verstanden sich im 16. und 17. Jahrhundert nicht wenige Frauen. Meist waren diese wohlhabend und/oder adelig, ihre Teilhabe war also normalerweise durch Besitz, Bildung und Stand markiert – wie die vieler männlicher Alchemisten auch. Sie verfolgten selbstständige alchemische Interessen, führten *experimenta* durch und verfassten einschlägige Schriften.²¹ Auf die Verweispraktiken des alchemisch-hermetischen Wissens konnten sich einige Frauen beziehen, weil diese ihnen als ‚weiblich markierten Personen‘ jedenfalls keine eindeutig markierten sozialen oder kulturellen Handlungsräume zuwies; die Bedeutung der Geschlechtsmarkierung konnte auf dieser Ebene also zurücktreten. Im symbolisch-religiösen Bezugsrahmen der alchemischen *labores* wurde die Relevanz der Differenz Geschlecht sogar oft noch weiter zurückgenommen: Spirituelle Alchemie zielte für viele ihrer VertreterInnen darauf, die ursprüngliche Einheit des Menschen nach ihrem Auseinanderfallen in zwei Geschlechter durch den Sündenfall wieder zur Einheit in Gott zurückzuführen. Unterschiede zwischen Menschen sollten letztlich aufgehoben werden.

19 Die *inscriptio* zu einem anderen Emblem einer weiteren Schrift Maiers lautet „Lapis, ut infans, lacte nutriendus est ut virginali“. Vgl. Michael Maier, *Symbola aureae mensae duodecim nationum*, Frankfurt 1617, 509.

20 Vgl. Maier, *Atalanta*, wie Anm. 14, z. B. Frontispiz.

21 Vgl. z. B. Tara E. Nummedal, *Alchemical Reproduction and the Career of Anna Maria Zieglerin*, in: *Ambix*, 48, 2 (2001), 56–68; Lynette Hunter, *The Letters of Dorothy Moore, 1612–64. The Friendships, Marriage, and Intellectual Life of a Seventeenth-Century Woman*, Aldershot 2004; Lucia Tosi, *Marie Meurdrac. Paracelsian Chemist and Feminist*, in: *Ambix*, 48, 2 (2001), 69–82.

4.2 Im éclat Newtons: Physik des Unterschieds

1738 erschien in Frankreich eine aufsehenerregende Schrift, die auf einer philosophisch kommentierenden Übersetzung der Mathematikerin und Philosophin Émilie du Châtelet beruhte und von Voltaire verfasst war. Dessen „Éléments de la philosophie de Neuton“ setzte sich zum Ziel, die neue Physik des Engländers Isaac Newton in Frankreich bekannt zu machen und sie gegen die Ablehnung der Anhänger von Descartes sowie gegen den Widerstand aus Kirchenkreisen und Teilen der *res publica litteraria* durchzusetzen.²² Voltaire hatte zuvor auf Schloss Cirey im souveränen Herrschaftsreich des Ehegatten der Marquise bei dieser Unterschlupf vor einem Verbannungsurteil gefunden, das ihm frühere kritische Schriften eingetragen hatten.²³ Du Châtelet, die dort mit Voltaire gemeinsam gelebt und geforscht hatte, genoss als gelehrte Aristokratin in der *res publica litteraria* Ansehen über Frankreich hinaus. Sie gehörte zu den auch in diesen Kreisen damals wenigen Personen, die Newtons „Principia“ von 1687 überhaupt durchdrangen und sie mit Autorität kommentieren konnten. In heftig umstrittenen Fragen der Absolutheit des Raumes, der Optik und anderer Probleme hatten Voltaire und sie sich von dem bis dahin in Frankreich hoch geschätzten Descartes abgewandt und auf die Seite Newtons gestellt.²⁴ In der Frauengeschichte der Naturwissenschaften gilt sie als typische Ausnahmefrau.²⁵

22 Voltaire, *Éléments de la philosophie de Neuton*, Amsterdam 1738. Diese bei Ledet in Amsterdam erschienene Ausgabe wurde zwar letztlich nicht von Voltaire autorisiert, mit der Forschung zu du Châtelet und der Voltairforschung gehe ich jedoch davon aus, dass die hier besprochenen Teile von diesem mit entwickelt und zur Publikation vorgesehen, also nicht Gegenstand seiner Kritik waren. Vgl. z. B. Robert E. Walters, *The Allegorical Engravings in the Ledet-Desbordes Edition of the Elements de la philosophie de Newton*, in: R. J. Howells u. a. Hg., *Voltaire and His World. Studies Presented to W. H. Barber*, Oxford 1985, 27–50.

23 François de Gandt, *Cirey dans la vie intellectuelle. La réception de Newton en France*, Oxford 2001.

24 Vgl. Keiko Kawashima, *La participation de Madame du Châtelet à la querelle sur les forces vives*, in: *Historia Scientiarum*, 40 (1990), 9–28; J. B. Shank, *The Newton Wars and The Beginning of the French Enlightenment*, Chicago 2008; Judith P. Zinsser, *Translating Newton's Principia. The Marquise du Châtelet's Revisions and Additions for a French Audience*, in: *Notes and Records of the Royal Society of London*, 55, 2 (2001), hg. von Alan Cook, 227–245; Linda Janik Gardiner, *Searching for the Metaphysics of Science. The Structure and Composition of Mme Du Châtelet's Institutions de physique, 1737–1740*, in: *Studies on Voltaire and the Eighteenth Century*, 201 (1982), 85–113.

25 Zahlreiche neuere Arbeiten befassen sich mit Châtelets mathematischen und philosophischen Leistungen, so z. B. Judith P. Zinsser u. Charles Hayes Hg., *Émilie Du Châtelet. Rewriting Enlightenment, Philosophy and Science*, Oxford 2006; Ursula Winter, *Vom Salon zur Akademie. Émilie Du Châtelet und der Transfer naturwissenschaftlicher und philosophischer Paradigmen innerhalb der europäischen Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts*, in: Gesa Stedman u. Margarete Zimmermann Hg., *Höfe – Salons – Akademien. Kulturtransfer und Gender im Europa der Frühen Neuzeit*, Hildesheim 2007, 285–307; Frauke Böttcher, *Das mathematische und naturphilosophische Lernen und Arbeiten der Marquise du Chatelet (1706–1749). Wissenszugänge einer Frau im 18. Jahrhundert*, Berlin/Heidelberg 2013.

Auf dem Frontispiz der „Éléments“ – und nur diese Visualisierung soll hier im Fokus der Analyse stehen – scheint sich diese Einschätzung zu bestätigen. Abgebildet sind drei Personen in hierarchischer Positionierung. Zentral im oberen Drittel, von einer Wolke umgeben, fällt die auch durch die Lichtgebung hervorgehobene Figur des dem Betrachter zugewandten Newton ins Auge. Von einer über diesem schwebenden Wolke emanierende Lichtstrahlen hüllen ihn teilweise ein, auch von seiner Person scheint Licht auszugehen. Die Strahlen treffen auf einen Spiegel, der von der rechts im Bild etwas unterhalb Newtons thronenden, von Putti und ebenfalls von Wolken umgebenen du Châtelet so gehalten wird, dass er das ‚Geisteslicht‘ des Naturphilosophen in die untere Bildebene weiterleitet. Dem dort sitzend gezeigten Voltaire fällt dieses Licht auf den mit emblematischen Instrumenten der ‚neuen‘ erfahrungsbezogenen Wissenschaften – unter anderem Teleskop, Winkel, Recheninstrumente, ein Globus – umgebenen Schreibtisch. Newtons Erkenntnisse, durch seinen auratischen *éclat* als heroisch gekennzeichnet und von du Châtelet als wahr vermittelt, schreibt der von einem Lorbeerkrantz gekrönte Voltaire lediglich nieder.

Die Differenz Geschlecht nimmt in dieser Darstellung wiederum mehrere Bedeutungsaspekte auf: Zum einen wird eine visuell als machtvoll-produktiv behauptete Geistesbeziehung in der Art eines hierarchischen Dreiecks zwischen den dargestellten Personen postuliert. Die in der feministischen beziehungsweise frauengeschichtlichen wie der wissenschaftshistorischen Forschung meist eher *en passant* als Muse gedeutete Figur du Châtelets ist ikonologisch tatsächlich komplexer: Die entblößte Brust war für gebildete BetrachterInnen der Zeit als Verweis auf die *kalokagathia* zu lesen, jene antike Idee von der Vereinigung des Guten mit dem Schönen, die häufig weiblich markiert war. Sie ließ sich ebenso in die allegorische Darstellungsüberlieferung der weiblich markierten Wahrheit einordnen, deren ‚unverhüllte‘ Körperlichkeit als ‚unverstellt‘, wenn nicht göttlich galt. *Prudentia* – Klugheit – sowie die religiöse Erkenntnis wurden über Jahrhunderte durch das Attribut des Spiegels repräsentiert – gleichzeitig wies dieser als wissenschaftliches Instrument auf Newtons Erkenntnisse in der Optik hin.

Der männlich markierten, heroisch aufgeladenen Divinität Newtons ist die weibliche, mit der reinen Wahrheit assoziierte Position analog der einer antiken Göttin oder der einer interzessierenden weiblichen Heiligen auf der mittleren und noch zur himmlischen Sphäre gehörigen Bildebene sowohl unter- als auch nebengeordnet. Für das an das postaufklärerische Bild von Voltaire gewöhnte Auge einigermaßen überraschend wird dieser am unteren Ende der Hierarchie vorgestellt. Über ein Schreiben gebückt erinnern diese männlich markierte Figur und deren Positionierung an die topologische Darstellung des Konfessors oder geistlichen Biographen, welcher die Vita oder die Visionen einer Heiligen niederschreibt. Im frühen 18. Jahrhundert – und vor dem Hintergrund von Voltaires bekannten antiklerikalen Äußerungen – stellte diese stark, aber nicht ausschließlich über zeitgenössische Bedeutungen der Geschlechtsmarkierung formulierte Bildaussage eine bewusste Provokation dar.

Die Dreiergruppe ist als Teil eines umfassenden Programms zu lesen, in dem geschlechtlich markierte Bildformeln zur Ressource wissenschaftspolitischer Aussagen verknüpft wurden. Nicht nur bezog dieses Frontispiz Partei für Newton; ikonologisch wurden die religiösen Institutionen und Kräfte des Ancien Régime durch eine neue Schicht philosophischer ‚Heldenfiguren‘ gezielt ersetzt. Dazu diente auch die Geschlechtsmarkierung weiblich – die im gleichen Akt mit hoher Wertigkeit ausgestattet wurde: „Minerve de la France, Immortelle Émilie!“, spricht Voltaire du Châtelet in der an sie gerichteten Widmung zu seiner Schrift an und räumt ihre überlegenen Kenntnisse ein.²⁶ Interessant für unser Argument ist, dass in diesem Moment die neue Philosophie (also eine nichtpersonale Figuration) sowohl männlich als auch weiblich markiert wird. Anders gesagt: In dieser Episode einer Heroisierung der neuen Wissenschaften tritt die weibliche *Markierung* im Verhältnis zur Tradition männlich konnotierten Gelehrtentums durchaus ein Stück zurück: Analytisch gesehen stellt *Bedeutungslosigkeit* hier einen ‚Fluchtpunkt‘ dar – der jedoch nicht erreicht wird oder erreicht werden soll. Bedeutungsgebender Bezugspunkt ist schließlich die wissenschaftliche Kooperation des sozial ungleichen Paares unter anderem auf Schloss Cirey.²⁷ Dabei umfasst sogar die konstruierte Exzeptionalität du Châtelets eine heutigen Gleichheitspostulaten ‚fremde‘ Komponente: Ihre bildprogrammatisch behauptete Außerordentlichkeit dient wie die der abgebildeten männlichen Philosophen (auch sie stellten selbstverständlich ‚Ausnahmen‘ dar!) einer deutlich ‚ständisch‘ markierten Bedeutungsgebung: Lediglich wenige herausragende Geister beiderlei Geschlechts, so legt die heroisierend-divinisierende Ikonologie nahe, seien mit jenen Fähigkeiten ausgestattet, welche die Teilnahme am Diskurs der ‚neuen‘ Philosophie legitimierten. Bedeutungen der Differenzmarkierung wurden damit unter anderem auch zur *Ressource* einer ständisch grundierten elitären Distinktion, der Heroisierung einer spezifischen Art des Wissens.

5. Spuren suchen – Zusammenhänge finden: Differenz als *Tracer*

Einzelne Fallbeispiele können nicht sämtliche Aspekte des hier vertretenen Ansatzes illustrieren. Immerhin mögen diese beiden Interpretationen verdeutlichen, dass Differenzen wie die von Geschlecht, aber auch die von Stand, Religion, Bildung et cetera in sehr unterschiedlichen situativen Kontexten aufgerufen und mit unterschiedlichen, beabsichtigten wie unbeabsichtigten Effekten wirkungsvoll wurden. Nur aufgrund der breiten, an die Markierungen geknüpften und zum erheblichen Teil für uns heute ‚fremden‘ Bedeutungsspektren konnten sie diese Relevanz erreichen. Doch wie lassen sich, ausgehend von derartigen für die Kulturgeschichte nicht untypisch ‚kleinteiligen‘ Ergebnissen, weitere und umfassendere Thesen bilden?

²⁶ Voltaire, *Éléments*, wie Anm. 22, f. 3.

²⁷ Vgl. Gandt, *Cirey*, wie Anm. 23.

Geschlecht als *Markierung* und *Ressource* zu begreifen, ist nicht zuletzt dann sinnvoll, wenn man aus heterogenen Mikrobefunden übergreifende Zusammenhänge systematisch re-konstruieren und diese auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen formulieren möchte. Hier kommt eine dritte Metapher ins Spiel, mit deren Hilfe die Differenz Geschlecht als ein *Tracer* konzipiert werden soll. Bei diesem Begriff ist an eine/n SpurensucherIn zu denken, ein Medium, das ‚Ortsunkundigen‘ bei der Suche in unbekanntem Gelände zur Seite steht. In den Naturwissenschaften, etwa in Biologie und Medizin, bezeichnet dieser Begriff eine Substanz oder *Markierung*, die während einer Untersuchung oder eines Experiments verschiedene Untersuchungsumgebungen durchläuft. Indem man den *Tracer* und sein Verhalten beobachtet beziehungsweise aus dessen unterschiedlichem Verhalten in diesen Umgebungen (zum Beispiel den Teilen einer Pflanze, den Organen eines Lebewesens) Schlüsse auf die übergeordnete Untersuchungseinheit zieht, werden Erkenntnisse über diese, also etwa über die gesamte Pflanze oder das komplette Lebewesen, abgeleitet. Auf vergleichbare Weise lassen sich Zeiten oder Einzelfälle übergreifende, ‚starke‘ Differenzen wie Geschlecht als Erkenntnismittel zur Erforschung unterschiedlicher historischer ‚Untersuchungsumgebungen‘ und ihrer Relationen nutzen.²⁸ Nicht die markierte Differenz selbst, sondern ein von dieser unterschiedener Untersuchungsgegenstand wird in diesem Arbeitsschritt zum Analyseziel: In allen historischen Situationen, Konstellationen, Teilkulturen, in denen nach dem Muster ‚männlich‘/‚weiblich‘ unterschieden wird, ist die Differenz Geschlecht geeignet, als *tracer* zu fungieren. Da Geschlecht immer relational gedacht werden muss und sich auf so zahlreiche Aspekte vergangener (und heutiger) Kulturen oder Gesellschaften erstreckt, lässt sich gerade diese Differenz fast immer über mehrere ‚Untersuchungsumgebungen‘ einer Gesellschaft hinweg verfolgen (*mutatis mutandis* gilt dies auch für andere Differenzen). Teilbereiche, die sich unter bestimmten Aspekten zu einer übergeordneten Untersuchungsumgebung verbinden lassen (zum kompletten ‚Organismus‘), sind mithilfe der Differenz auf sonst kaum erkennbare Verbindungen und Verknüpfungen hin zu befragen: In welcher Weise verhielt sich der *tracer* Geschlecht – etwa in jenen Teilkulturen, in denen sich Momente der Erneuerung der Wissenschaften in unserer Periode vollzogen? Wie ‚reagierten‘ diese Teilbereiche (Teilkulturen) auf die mit der Markierung verbundenen Bedeutungen – und wie veränderte sich die Bedeutungs-umgebung der Differenz beim Übergang in ganz anders markierte gesellschaftliche Felder? Dies vorausgesetzt, können wir nun vergleichen, wo, wann und von wem Markierungen mit Bedeutungen aufgeladen und in welchen Aspekten oder Kontexten sie gegebenenfalls bedeutungslos wurden. Die mit der Begrifflichkeit *Markierung/Ressource* verbundene Möglichkeit, personale und nichtpersonale Entitäten gleichermaßen als potentiell geschlechtlich *markiert* zu denken, kommt gerade auch in der übergreifen-

28 Einen Begriff wie diesen den Naturwissenschaften zu entlehnen, um ihn metaphorisch zu gebrauchen, macht den Konstruktionscharakter dieser Metapher und damit den der historiographischen Arbeit selbst deutlich. Gleichzeitig wird das naturwissenschaftliche Vokabular selbst verfremdet.

den Thesenbildung zum Tragen, weil diese in Bezug auf Wandel sonst oft voneinander getrennt diskutierten Aspekte von Differenz so in einen gemeinsamen Analysehorizont einzubinden sind. Besonders nützlich scheint dies, wenn methodisch schwer zugängliche, praktisch ausschließlich ‚monogeschlechtlich‘ markierte Teilkulturen zu analysieren sind: Man denke für die Frühe Neuzeit etwa an weite Bereiche der formalen Amtsführung, an das Gerichtswesen oder auch an bestimmte religiöse und Bildungsinstitutionen – männlich markierte Untersuchungsumgebungen, die über den *tracer* Geschlecht mit anderen, zum Beispiel gemischtgeschlechtlich organisierten Bereichen zu relationieren und damit aus ihrer scheinbaren Geschlechtslosigkeit zu lösen sind.²⁹

Konkret wären so Einzelergebnisse aus verschiedenen Themenbereichen über die Ergebnisse zu den *Leistungen* und Wirkungen der jeweils als *tracer* gewählten Differenz miteinander zu relationieren. Rekapitulieren wir, wie in den oben diskutierten Beispielen Differenzmarkierungen und die jeweils an diese geknüpften Bedeutungen auf mehrfache Weise als *Ressource* dienten: Im ersten Fall lag die Leistung der Differenz Geschlecht darin, dass sie eine Rekonzeptionalisierung von bestimmten Naturvorstellungen und Naturverhältnissen erlaubte, außerdem die Konstruktion einer neuen Persona des Naturforschers und seiner Methodik; ebenso schließlich die Konstruktion einer zur Nachahmung anregenden Persona der alchemistischen Forscherin (Beispiel Maier). Im zweiten Fall diente die Differenz Geschlecht als *Ressource* der Organisation und Repräsentation neuer Kooperationsformen; aber auch der provokanten Herausforderung älterer sowie der Durchsetzung beziehungsweise Akzeptanz neuer Theorien (Beispiel du Châtelet/Voltaire), schließlich ebenfalls der Verschiebung der geschlechtlichen Markierung einer neuen Gruppe von ‚Geisteshelden‘ sowie eines neuen elitären Typs von Wissen. Beide Fälle berühren mithin wichtige Momente in sehr viel weiteren Transformationsprozessen auf dem Weg hin zur Etablierung der heutigen Naturwissenschaften. Diese Prozesse in der Zeit lassen sich als übergeordneter Zusammenhang (‚Untersuchungsumgebung‘) begreifen, den es mithilfe des *tracers* Geschlecht weiter zu erforschen gilt. Durch Hinzunahme weiterer Fallbeispiele und Forschungsergebnisse zur Entstehungsgeschichte der neuen Naturwissenschaften kann man den Aussageradius von wenigen Einzelfällen nach und nach erweitern: Wir folgen gewissermaßen dem *tracer* in weitere Untersuchungsumgebungen hinein, in denen und mit denen er ‚reagierte‘: Wo immer Geschlecht zur *Ressource* von Wissenstransformationen wurde, finden wir für unser Thema weitere Vergleichsbeispiele und Verknüpfungsmöglichkeiten.

Welche Art von Thesen ist in dieser Denklinie zu entwerfen? Wie ich an anderer Stelle ausführlicher dargelegt habe, funktionierte die Differenz Geschlecht tatsächlich in vielen unterschiedlichen Kontexten als eine sehr wirkungsvolle *Ressource* des historischen Wissenswandels: So etwa in der Herausbildung von neuen Formen der Arbeitsteilung und Kommunikation der ‚neuen Wissenschaften von der Natur‘; in konzeptionellen Verschiebungen auf dem Weg zu neuen Disziplinen; in der Visualisierung von

Wissen und Wissenschaft; in deren Legitimierung und Vermittlung an Öffentlichkeiten; im Transfer von Ideen oder deren Kritik und in der Überprüfung und Validierung von Forschungsergebnissen; in der Durchsetzung und Verteidigung neuer Institutionen und neuer Räume der Wissensproduktion.³⁰ Zusammengefasst lässt sich mithilfe des *tracer*-Konzepts die These aufstellen, dass vielfältige Bedeutungsgebungen der Geschlechterdifferenz eine wesentliche Rolle für die allmähliche Herausbildung und wachsende Kohärenz von (Natur-)Forschung spielten.

Allerdings verbindet der *tracer* Geschlecht nicht nur verschiedene, meist außerhalb der Universitäten angesiedelte Aktivitäten und Bereiche der Naturforschung, sondern auch dieses gesamte Feld mit dem der formalen Institutionen, vor allem auch den ‚neuen‘ Universitäten des 19. Jahrhunderts. Inhaltlich ebenso wie über die Relevanz der Geschlechterdifferenz lassen sich diese beiden gesellschaftlichen Bereiche nämlich wiederum als Teile eines übergreifenden Zusammenhangs, dem der Höheren Bildung beziehungsweise der Wissenschaften, relationieren. Auf dem ‚Pfad‘ der Differenzbedeutungen ist damit über die Zeitschwelle zum 19. Jahrhundert hinaus zu gehen. Wenn nämlich der *tracer* das außeruniversitäre Feld als in relativ hohem Maße gemischtgeschlechtlich markiert ausweist und zu der Einsicht ‚führt‘, dass Geschlechtsbedeutungen hier zahlreiche transformative, auf neue Entwicklungen hinauslaufende *Leistungen*, Wirkungen und Effekte hatte, so ‚reagierte‘ derselbe *Tracer* an der Schwelle jener Jahrhunderte alten Institution auf andere Weise. Die Universitäten des 18. Jahrhunderts, die aufgrund ihres Verharrens in alten Disziplinenstrukturen und Arbeitsweisen zunehmend an Bedeutung verloren hatten, waren formal bekanntlich schon immer weitestgehend ‚monogeschlechtlich‘ organisiert.³¹ Den ‚neuen Wissenschaften‘ hatten sie sich nur in einzelnen Wissensgebieten geöffnet. Doch erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen die Universitäten durch Reformen und Neugründungen einen Gutteil der heterogenen Entwicklungsstränge der ‚neuen‘ Wissenschaften in sich aufzunehmen, sodass im Verlauf des 19. Jahrhunderts aus der höheren Lehranstalt die moderne Forschungsuniversität hervorging. Die Entstehungsgeschichte einer Forschung und Lehre systematisch verbindenden Universität, so wird im über den *tracer* Geschlecht herstellbaren Kontrast beider Felder greifbar, hatte in hohem Maße von der gemischtgeschlechtlich markierten, wenn auch keineswegs hierarchiefreien oder allen Ständen und Bevölkerungsgruppen zugänglichen außeruniversitär betriebenen Wissenschaft profitiert. Während die nicht formal legitimierte Wissenschaft nun zunehmend als dilettantisch und amateurhaft abgelehnt wurde, etablierte sich an der Grenze zu der altehrwürdigen Institution Universität die Markierung Geschlecht/männlich im Verlauf des 19. Jahrhunderts erneut zu einer extrem dominierenden Differenz. Diese schloss nicht nur ‚reale‘ weiblich markierte Personen *erneut* aus, sondern auch be-

³⁰ Vgl. Mommertz, *Leistungen*, wie Anm. 5, mit weiteren Quellen und Forschungsliteratur.

³¹ Formal-institutionell ‚monogeschlechtliche‘ Organisation bedeutet nicht, dass intern soziale Homogenität angenommen werden müsste.

stimmte weiblich oder gemischtgeschlechtlich markierte Gegenstände, Praktiken, Konzepte, Methoden und Verfahrensweisen der Wissensproduktion.

6. Fremdheit, Dynamik, Wandel: Differenz als Kategorie der Entselbstverständlichung

Bedeutungen von Differenzmarkierungen werden erst aus den komplexen Bedeutungsgeflechten ihrer Zeiten heraus zugänglich und verständlich. Eine geeignete Quellenlage vorausgesetzt, lassen sich mithilfe des hier vorgeschlagenen theoretisch-methodischen Ansatzes solche Gefüge in ihren Implikationen für konkrete Ausdeutungen der Differenz Geschlecht in historischen Interaktionen und Konstellationen erschließen. Die Optionen von historischen AkteurInnen wurden durchaus von machtbesezten Großformationen umrissen – also zum Beispiel von Standesposition, Bildung, Besitz, Religion/Konfession, Position in Patronagenetzen sowie von weiteren Differenzen, die an dieser Stelle nur sekundär einbezogen werden konnten.³² Die machtbefugten Wirkungen solcher Kategorien lassen sich aber insofern historisieren, als ihre Abhängigkeit von zeitspezifischen Bedeutungsgefügen bereits im methodischen Vorgehen selbst berücksichtigt wird. Denn erst durch Einbeziehung der an Differenzmarkierungen geknüpften historischen Bedeutungen wird deren besonderer und umfassender *Ressourcen*charakter fassbar: Mit dem Begriffspaar *Markierung/Bedeutung* sind zeitspezifische Konstrukte von Personen/Subjektivitäten als von Differenz geprägt zu beschreiben; ebenso und analytisch auf gleicher Ebene aber auch die geschlechtliche *Markierung* von heterogenen, nichtpersonellen Phänomenen. Es sind also die *Leistungen* von Differenzen wie die von Geschlecht für Funktionsweisen und Funktionen von Dingen, Medien, Praktiken, Konzepten, Institutionen und anderen kulturwissenschaftlich zentralen Phänomenen zu untersuchen. Vor diesem Hintergrund lassen sich die immer auch zwischen diesen beiden Polen verlaufenden Produktivitäten und Dynamiken der Bedeutungskonstitution von verschiedenen Differenzkategorien nachzeichnen. Ihren Anfang nahmen diese Dynamiken offenbar oft in situativen, kleinräumigen und widerspruchsvollen Wechselverhältnissen, in gezielten wie unbeabsichtigten Verbindungen, in interaktiven Überkreuzungen und Verquerungen solcher Markierungen und ihrer Bedeutungen. Mithilfe des *Tracer*begriffs sind komplexe Einzelbefunde auch auf einer abstrakteren Ebene zu kombinieren sowie unterschiedliche Bereiche von Kultur oder Gesellschaft als je spezifisch markiert zu erschließen und eben darin miteinander zu relationieren. Dies hat weitreichende Konsequenzen dafür, wie wir die synchronen und diachronen Transformationen von Differenzen selbst konzipieren: Historischer Wandel, auch der von Differenzbedeutungen selbst, ist nicht auf die unmittelbar den ge-

³² So auch die Differenz Schwarz/Weiß, deren Verflechtung mit der Differenz Geschlecht Thema einer anderen Veröffentlichung sein wird.

schlechtlich markierten Personen zugeschriebenen, womöglich universal gedachten Geschlechterkonstrukte oder auf die zwischen diesen bestehenden Hierarchien und Machtbeziehungen zu reduzieren. Auch sind performative (Fehl-)Zitationen oder Widerstand/Agency nicht als die einzigen, historisch wohl nicht einmal als die maßgeblichen Mechanismen der Transformation von Geschlechtsbedeutungen zu verstehen. Unsere Fragen zur historischen Veränderung von Geschlechterkonstrukten sind vielmehr darauf zu richten, wie und unter welchen Bedingungen diese sich als Teil umfassender Bedeutungsgefüge entwickelten, zu welchen Nuancierungen, Anlagerungen und Verschiebungen, zu welchen Sedimentierungen und Verdichtungen und schließlich zu welchen Brüchen oder Restrukturierungen von Differenzbedeutungen es kam. Im situationsbezogenen Einsatz von Differenzen durch AkteurInnen und aufgrund des Ressourcencharakters dieser Differenzen für Codes und Praktiken, Artefakte, Visualisierungen, Medien und Institutionen wurden offenbar jenseits bewusst intendierter Veränderungen immer wieder Transformationsprozesse angestoßen, die auch die verschiedenen Differenzen selbst und ihre Bedeutungen erfassten sowie diese auf Dauer veränderten.

Ein wichtiger konzeptioneller Fluchtpunkt der hier angedachten historisch-dynamischen Konzeption von Differenz ist deren *mögliche Bedeutungslosigkeit*. Gerade langfristige Bedeutungsverschiebungen der Differenz Geschlecht scheinen erst durch die Berücksichtigung dieser ‚dritten‘, die binäre Geschlossenheit der Kategorie analytisch öffnenden Option beschreibbar als *durch und durch* historischer, dabei vielpoliger und grundsätzlich offener Prozess. Eine die Kategorie Geschlecht bewusst verfremdende Geschichtsschreibung kann nicht zuletzt die Aufmerksamkeit schärfen für eine Fülle faszinierender Bedeutungen, denen ein im positiven Sinne moderne Geschlechterkonstrukte irritierendes Potential innewohnt. So tun sich in der Auseinandersetzung mit ‚fernen‘ und nicht so ‚fernen‘ Vergangenheiten Chancen zur Entselbstverständlichung unserer Kategorien auf, von denen vielleicht auch die allgemeine Diskussion um die Zukunft des Analyseinstruments Geschlecht selbst profitieren kann.

